

E. Lockhart

DIE UNRÜHMLICHE  
GESCHICHTE DER

*Frankie Landau-Banks*

Aus dem Englischen von  
Katharina Diestelmeier

**CARLSEN**

**i**

**Geistreich und witzig, provokant und inspirierend**

erzählt E. Lockhart die Geschichte der Frankie Landau-Banks.

Von ihrer Familie lange Zeit »Puschelhäschen« genannt und auch so behandelt, entwickelt Frankie sich im Lauf ihres fünfzehnten Lebensjahres zu einer raffinierten Schwindlerin und selbstbewussten jungen Frau.

## EIN BEWEISSTÜCK

14. Dezember 2007

An: Schulleiter Richmond und das Leitungsgremium der privaten Alabaster-Oberschule

Ich, Frankie Landau-Banks, gestehe hiermit, dass ich allein hinter den Aktionen des Ehrenwerten Basset-Ordens stecke. Ich übernehme die volle Verantwortung für die Turbulenzen, die der Orden verursacht hat – für den Bibliotheksbusen, die Wauwas im Fenster, die Nacht der tausend Hunde, die Rebellion der eingemachten Roten Bete und die Guppy-Entführung.

Das heißt, ich habe die Anweisungen gegeben.

Ich und niemand sonst.

Egal, was Porter Welsch Ihnen in seiner Erklärung mitgeteilt hat.

Natürlich sind die Hunde des Ordens menschliche Wesen mit einem freien Willen. Sie haben sich ohne erkennbare Skrupel an den Aktionen beteiligt. Ich habe sie in keinsten Weise bedroht oder sie dazu gezwungen und sie haben aus freien Stücken meine Anweisungen befolgt, und nicht, weil sie Angst vor Strafe haben mussten.

Sie haben mich aufgefordert, Ihnen ihre Namen mitzuteilen. Bei allem Respekt, dieser Aufforderung möchte ich nicht nachkommen. Es ist nicht an mir, ihnen einen tadeligen oder untadeligen Ruf zu verleihen.

Ich möchte betonen, dass viele der Eskapaden des Ordens einen sozialkritischen Hintergrund hatten. Und dass wahrscheinlich viele der Ordensmitglieder durch die Aktivitäten, die ich angeordnet habe, von einem viel selbstzerstörerischen Verhalten abgehalten wurden. Von daher haben meine Aktionen vielleicht zu einem größeren Ganzen beigetragen, trotz der Unannehmlichkeiten, die Sie zweifellos dadurch erlitten haben.

Ich habe vollstes Verständnis für die Ungehaltenheit der Verwaltung über die Vorfälle. Ich sehe ein, dass mein Verhalten die reibungslose Leitung Ihrer patriarchalen Einrichtung gestört hat. Und doch möchte ich Ihnen nahelegen, jedes der Projekte des Ehrenwerten Ordens mit der Gehaltenheit zu betrachten, die dem kreativen zivilen Ungehorsam politisch bewusster und künstlerisch ausdrucksstarker Schüler gebührt.

Ich bitte Sie nicht darum, mein Verhalten zu entschuldigen; ich möchte nur, dass Sie es nicht schuldigen, ohne seinen Kontext zu berücksichtigen.

Mit freundlichen Grüßen,

Frances Rose Landau-Banks,  
Jahrgang 2010

## Schwan

Obwohl es im Nachhinein betrachtet nicht so spektakulär war wie die Missetaten, die sie als Zehntklässlerin nach ihrer Rückkehr ins Internat verüben würde, war es doch ein Schock, was mit Frankie Landau-Banks im Sommer nach der neunten Klasse passierte. Zumindest schlimm genug, um Frankies konservative Mutter Ruth zu beunruhigen und verschiedene Jungen aus Frankies Nachbarschaft in New Jersey zu Gedanken (und sogar Taten) zu provozieren, die sie bisher nie für möglich gehalten hatten.

Frankie selbst war ebenfalls verunsichert.

Zwischen Mai und September wuchs sie zehn Zentimeter und nahm zehn Kilo zu, genau an den richtigen Stellen. Aus einem dünnen, linkischen Kind mit viel zu großen Händen im Vergleich zu den Armen, einer krausen, nicht zu bändigenden braunen Mähne auf dem Kopf und einem so kantigen Kiefer, dass Grandma Evelyn mitfühlend erklärte: »Wenn man eine Schönheitsoperation in Betracht zieht, kann es nicht schaden, das noch vor dem College zu erledigen«, wurde eine kurvenreiche, unkonventionell aussehende junge Frau, was die Jungen ausgesprochen anziehend fanden. Sie wuchs in ihr knochiges Gesicht hinein, bekam eine fülligere Figur und verwandelte sich von einem unansehnlichen Kind in eine Sahneschnitte – und das, während sie ruhig in

einer Vorort-Hängematte lag, Kurzgeschichten von Dorothy Parker las und Limonade trank.

Das Einzige, womit Frankie selbst zu der Veränderung beigetragen hatte, war der Kauf einer Pflegespülung, um ihre krause Mähne zu bändigen. Sie war nicht die Art Mädchen, das sich an einer Typänderung versucht hätte. Auch ohne die war sie in Alabaster ganz gut klargekommen, und das, obwohl ihr Internat (wie ihre ältere Schwester Zada immer sagte) eine Einrichtung war, in der das Verhältnis von weißen Protestanten angelsächsischer Herkunft zu anderen Protestanten zehn zu eins betrug, die Katholiken so gut wie gar nicht in Erscheinung traten und die Mitglieder des »Stammes« größtenteils ihre Namen von so was wie Bernstein in so was wie Burns abgeändert hatten.

Frankie war in Alabaster auf Grund der Tatsache durchgekommen, dass sie Zadas kleine Schwester war. Als Frankie dort in der neunten Klasse angefangen hatte, war Zada in der zwölften gewesen, und obwohl sie nie zu den angesagtesten Schülern gehört hatte, besaß Zada doch einen festen Freundeskreis und genoss einen gewissen Ruf, weil sie mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg hielt. Sie hatte Frankie im ersten Schulhalbjahr hinter ihrer Gruppe aus Elft- und Zwölftklässlern herzockeln lassen und allen klargemacht, dass man ihre kleine Schwester besser in Ruhe ließ. Sie erlaubte Frankie, bei Bedarf mit ihr Mittag zu essen, und stellte sie Leuten aus der Rudermannschaft, der Lacrossemannschaft, der Schülerselbstverwaltung und dem Debattierklub vor. In Letzterem wurde Frankie Mitglied – und es stellte sich heraus, dass sie eine überraschend harte Gegnerin war.

Frankie hatte ihren Teil zur Übereinkunft bezüglich ih-

res neunten Schuljahres beigetragen, indem sie Zada nicht mehr in Verlegenheit brachte als unbedingt nötig. Sie trug die Kleider, die Zada ihr vorschlug, passte im Unterricht auf und freundete sich mit einer Gruppe von Klassenkameraden an, die leichte Außenseiter waren und weder demonstrativ albern noch gähnend langweilig.

Am Ende des Sommers, als Zada nach Berkeley abrauschte, war Frankie kurvig, gelenkig und hatte genug Sexappeal, dass die Jungen in ihrem Alter stehen blieben, wenn sie auf der Straße an ihnen vorbeiging. Aber wenn wir auf diesen Seiten Frankies Veränderung und ihr sogenanntes Fehlverhalten wahrheitsgetreu festhalten wollen, ist es wichtig zu erwähnen, dass ihr körperlicher Reifungsprozess zunächst nicht von einer entsprechenden geistigen Entwicklung begleitet wurde. Intellektuell gesehen war Frankie alles andere als das beinahe schon kriminelle Superhirn, das das Fischbefreiungsbündnis schuf und als Erwachsene wahrscheinlich die CIA führen, Actionfilme drehen, Raumschiffe entwerfen oder möglicherweise (wenn sie auf Abwege gerät) einer Einheit des organisierten Verbrechens vorstehen wird. Zu Beginn der zehnten Klasse war Frankie Landau-Banks nichts von alledem. Sie war ein Mädchen, das gerne las, bisher nur einen Freund gehabt hatte, gerne am Debattierklub teilnahm und immer noch Wüstenspringmäuse in einem Käfig hielt. Sie war hochintelligent, aber ihr Verstand funktionierte weder auf ungewöhnlich ehrgeizige noch auf eine sonst wie seltsame Weise.

Ihr Lieblingsessen war Avocadocreme und ihre Lieblingsfarbe Weiß.

Sie war noch nie verliebt gewesen.

*Eine zufällige Begegnung, die sich  
als bedeutsam erweisen sollte*

Am Tag, nachdem Zada nach Berkeley abgereist war, fuhren Frankie und ihre Mutter für ein langes Wochenende mit Frankies beiden geschiedenen Onkeln und drei Cousins an die Küste. Sie mieteten ein klappriges Sechs-Zimmer-Haus auf einer winzigen Zementparzelle, zwei Häuserblocks vom Strand und von der Promenade entfernt.

Frankies Cousins waren zwischen zehn und dreizehn. In Frankies Augen waren sie nichts weiter als ein Haufen abscheulicher Kreaturen, die sich ständig miteinander prügelten, mit Essen in der Gegend herumwarfen, furzten und Frankies Sachen durcheinanderbrachten, wenn sie ihre Zimmertür nicht abschloss.

Jeden Tag schleppte die gesamte Gruppe Liegestühle, Decken, Brezeln, Bierdosen (für die Onkel), Saftkartons und Sportausrüstung zum Strand, wo man sich für gute sechs Stunden niederließ. Frankie gelang es nicht, einen Roman zu lesen, ohne dass ein Krebs auf ihr Knie gesetzt wurde, ein Eimer Salzwasser auf ihren Bauch platschte oder ein Karton Traubensaft auf ihrem Handtuch verschüttet wurde. Es gelang ihr nicht, schwimmen zu gehen, ohne dass irgendein Cousin versuchte ihre Beine festzuhalten oder sie nassspritzte. Es gelang ihr nicht, etwas zu essen, ohne dass einer der

Jungen ihr ein Stück vom Teller stibitzte oder ihren Fuß unter Sand begrub.

Am letzten Urlaubstag lag Frankie auf einem Strandtuch und hörte ihren leicht dickbäuchigen Onkeln, deren Haar bereits schütter wurde, bei ihrer Unterhaltung über die Baseballsaison der Jackals-Minor-League zu. Frankies Mutter döste in einem Liegestuhl. Die Cousins waren glücklicherweise gerade im Wasser, hielten Wettbewerbe darüber ab, wer am längsten die Luft anhalten konnte, und versuchten gelegentlich sich gegenseitig zu ertränken.

»Kann ich in die Stadt gehen?«, fragte Frankie.

Ruth nahm ihre Sonnenbrille ab und blinzelte zu ihrer Tochter hinüber. »Was willst du denn da?«

»Rumlaufen. Ein Eis kaufen. Vielleicht auch ein paar Postkarten«, antwortete Frankie. Sie wollte einfach weg von ihnen allen. Weg von dieser Zusammengehörigkeit, den Sportgesprächen, dem Gefurze und den Prügeleien.

Ruth wandte sich an einen ihrer Brüder. »Sind es nicht fast fünfzehn Häuserblocks bis ins Stadtzentrum, Ben? Was meinst du, wie weit ist es?«

»Jep, fünfzehn Blocks«, sagte Onkel Ben. »Sie sollte nicht alleine gehen.«

»Ich gehe nicht mit.« Ruth setzte ihre Brille wieder auf. »Ich bin hergekommen, um mich am Strand zu erholen, und nicht, um mir Postkarten in Andenkenläden anzugucken.«

»Ich kann alleine gehen«, sagte Frankie. Sie wollte sowieso nicht, dass Ruth mitkam. »So weit sind fünfzehn Blocks ja nun nicht.«

»Es gibt hier fragwürdige Gestalten«, warnte Onkel Ben. »Atlantic City liegt nur ein paar Meilen nördlich von hier.«

»Häschen, du kennst dich doch hier gar nicht aus«, sagte Ruth.

»Unser Haus liegt in der Sea Line Avenue 42«, erwiderte Frankie. »Ich biege links auf die Oceanview ab und von da aus geht es immer geradeaus bis zur Einkaufsstraße. Ich war mit Onkel Paul im Supermarkt, weißt du noch?«

Ruth kräuselte die Lippen. »Das ist keine gute Idee.«

»Was soll denn bitte passieren? Ich werde zu keinem Fremden ins Auto steigen. Ich habe ein Handy.«

»Wir kennen die Stadt nicht«, sagte Ruth. »Ich möchte nicht darüber diskutieren.«

»Aber was soll passieren?«

»Ich möchte das jetzt nicht vertiefen.«

»Was glaubst du denn, wie ich in Alabaster über die Straße gehe, hm?«

»Puschelhäschen.«

»Ich gehe nämlich auch über die Straße, wenn du nicht dabei bist, Mom. Achtung, Neuigkeiten!«

»Lass sie gehen, Ruth«, sagte Onkel Paul. »Ich habe Paulie Junior letztes Jahr auch in die Stadt gehen lassen, als er erst zwölf war, und das war kein Problem.«

»Siehst du?«, sagte Frankie zu ihrer Mutter.

»Halt du dich da raus, Paul«, sagte Ruth giftig. »Mach mir nicht das Leben schwer.«

»Wenn Paulie Junior in die Stadt geht, ist das okay und bei mir nicht? Paulie Junior bohrt immer noch in der Nase. Das ist wirklich Doppelmoral.«

»Ist es nicht«, erwiderte Ruth. »Was Paul mit Paulie Junior macht, ist seine Sache, und was ich mit dir mache, ist meine Sache.«

»Du behandelst mich wie ein Baby.«

»Nein, das stimmt nicht, Häschen«, sagte Ruth. »Ich behandle dich wie eine sehr attraktive, noch sehr junge Jugendliche.«

»Ohne Verstand.«

»Vielleicht ohne das allerbeste Urteilsvermögen«, sagte Ruth.

»Seit wann fehlt es mir an Urteilsvermögen?«

»Seit du fünfzehn Häuserblocks weit in die Stadt gehen willst, obwohl wir die Umgebung nicht kennen und du einen mehr als knappen Bikini trägst.« Ruth war jetzt ärgerlich. »Ich hätte dich nicht mit Zada Kleider kaufen lassen sollen. Im Ernst, Frankie, du hast kaum was an, gehst in die Stadt, verläufst dich, was glaubst du, was dann passiert?«

»Ich würde dich auf dem Handy anrufen.«

»Darum geht es nicht.«

»Worum dann – würdest du mich gehen lassen, wenn ich unattraktiv wäre?«, fragte Frankie.

»Komm mir nicht so.«

»Und wenn ich noch beim Ferienhaus vorbeigehe und mir ein Kleid anziehe?«

»Frankie.«

»Wenn ich ein Junge wäre, würdest du mich dann gehen lassen?«

»Willst du uns den letzten Urlaubstag mit einem Streit verderben?«, sagte Ruth wütend. »Willst du das?«

»Nein.«

»Also hör auf mir zu widersprechen. Lass es gut sein und genieß den Strand.«

»Gut. Ich gehe die Promenade entlang.« Frankie stand

auf, rammte die Füße in ihre Flipflops, schnappte sich die Tasche mit ihrem Portemonnaie und stolzierte davon.

»In einer Stunde bist du wieder da!«, rief Ruth. »Ruf mich auf dem Handy an, wenn es später wird.«

Frankie antwortete nicht.

Es ging nicht darum, dass sie Postkarten kaufen oder überhaupt unbedingt in die Stadt gehen wollte. Es ging auch nicht darum, dass Ruth zu streng war; oder dass Paulie Junior letztes Jahr alleine in die Stadt hatte gehen dürfen.

Das Problem war, dass Frankie für sie – für Onkel Ben und ihre Mutter und vielleicht sogar für Onkel Paul – einfach Puschelhäschen war.

Nicht eine Person, die über Intelligenz, Orientierungssinn und die Fähigkeit, ein Handy zu benutzen, verfügte. Nicht eine Person, die in der Lage war, ein Problem zu lösen.

Noch nicht einmal eine Person, die alleine fünfzehn Häuserblocks weit gehen konnte, ohne überfahren zu werden.

Für sie war sie Puschelhäschen.

Unschuldig.

Schutzbedürftig.

Unbedeutend.

Eine halbe Stunde später und zwei Kilometer weiter unten auf der Promenade fröstelte Frankie in ihrem Bikini. Sie hatte ein halbes Hörnchen Schokoladensofteis gegessen, bevor der Himmel sich bewölkt hatte. Jetzt fror sie von dem Eis, aber es hatte fast fünf Dollar gekostet und sie brachte es nicht über sich, es wegzuzwerfen.

Sie hatte klebrige Hände und wünschte, sie hätte ein Sweatshirt dabei.

»Isst du das noch?«

Frankie drehte sich um. Am Rand der Promenade saß ein kräftiger, etwa siebzehnjähriger Junge mit sandfarbenen Haaren und baumelte mit den Beinen. Er hatte seine kleinen, freundlichen Augen wegen des Windes zusammengekniffen und seine Nase war mit Sommersprossen übersät.

»Es ist zu kalt.«

»Kann ich es haben?«

Frankie starrte ihn an. »Hat deine Mama dir nicht beigebracht, dass es sich nicht gehört zu betteln?«

Der Junge lachte. »Sie hat es versucht. Aber offenbar lasse ich mich nicht erziehen.«

»Willst du wirklich ein Softeis, an dem schon jemand Fremdes geleckt hat? Das ist doch eklig.«

»Stimmt«, sagte der Junge, während er die Hand nach der Eiswaffel ausstreckte. »Aber nur ein bisschen.« Frankie gab sie ihm. Er streckte die Zunge heraus und berührte das Eis damit. Dann drückte er den oberen Teil in die Waffel, wobei er seinen ganzen Mund darüberstülpte. »Siehst du? Jetzt ist das Schlimmste vorbei und da ist nur noch meine Spucke. Und ich habe ein Gratiseis.«

»Mh-mhm.«

»Du wärst überrascht, was Leute zu tun bereit sind, wenn man sie um etwas bittet.«

»Ich wollte es sowieso nicht mehr.«

»Ich weiß.« Der Junge grinste. »Aber du hättest es mir vielleicht auch gegeben, wenn du es eigentlich noch gewollt hättest. Einfach, weil ich dich darum gebeten habe. Oder?«

»Du hast eine Menge Chuzpe. Pass bloß auf, dass sie dich nicht zerquetscht.«

»Ich hasse es, wenn Essen verschwendet wird. Ich habe immer Hunger.« Der Junge hob die Augenbrauen und plötzlich hatte Frankie das Gefühl, dass ihre Mutter Recht gehabt hatte, was den knappen Bikini anging. Sie hatte nicht genug an.

Sie stand hier in etwas, das praktisch ihre Unterwäsche war, und unterhielt sich mit einem fremden Jungen.

In etwas, das sogar noch kleiner war als ihre Unterwäsche.

Mit einem gut aussehenden Jungen.

»In welche Klasse gehst du?«, fragte sie, um über etwas Unverfängliches zu sprechen.

»Ich komme in die zwölfte. Und du?«

»In die zehnte.«

»Du bist ja noch ein Kind!«

»Sag das nicht.«

»Okay.« Er zuckte mit den Achseln. »Aber ich hätte dich älter geschätzt.«

»Tja, bin ich aber nicht.«

»Auf welche Schule gehst du?«

»Sie liegt in Nord-Massachusetts.« Frankie sagte das, was Alabaster-Schüler immer sagen, um nicht für angeberisch gehalten zu werden, weil sie auf eine der teuersten und anspruchsvollsten Privatschulen des Landes gehen. Genau wie Yale-Studenten grundsätzlich sagen, sie gingen auf eine Uni in New Haven.

»Wo genau da?«, fragte der Junge.

»Wieso? Kennst du Nord-Massachusetts?«

»Ein bisschen. Ich bin auf der Landmark in New York.«

»Oh.«

»Jetzt bist du mir was schuldig. Wo gehst du hin?«

»Sie heißt Alabaster.«

»Wow.« Ein Lächeln erschien auf dem Gesicht des Jungen.

»Was?«

»Komm schon. Von Alabaster hat ja wohl jeder schon gehört. Exeter, Andover, Alabaster. Das Triumvirat der privaten Eliteoberschulen.«

»Wahrscheinlich.« Frankie wurde rot.

»Ich bin einfach nur für den Nachmittag hier rausgefahren. Aus New York«, sagte der Junge.

»Allein?«

Er zuckte mit den Schultern. »Jep. Ich hab mich mit der Menstruationsabteilung gestritten.«

»Der was?«

»Mit meiner Mutter. Der Menstruationsabteilung, der Mütterabteilung, du weißt schon.«

»Weil du sauer auf deine Mutter bist, hockst du hier alleine rum und schnorrst Mädchen um Softeis an?«

»So was in der Art.«

Frankies Handy summte in ihrer Tasche. »Wo wir gerade von Müttern sprechen«, sagte sie und klappte das Telefon auf. »Meine macht Randal.«

»Wo bist du?«, wollte Ruth wissen. »Ich gehe hier die Promenade entlang und sehe dich nirgends.«

»Ich bin in der Nähe der Eisbude. Was ist denn?«

»Paulie Junior ist in eine Qualle getreten. Wir packen zusammen. Welche Eisbude? Hier sind mindestens fünf Eisbuden.«

»Bleib dran.« Frankie wollte nicht, dass ihre Mutter die-

sen Jungen sah. Diesen coolen, fremden Jungen, mit dem sie wahrscheinlich gar nicht reden sollte. Und sie wollte auch nicht, dass der Junge Ruth begegnete. »Sie zerrt an meiner Kette«, erklärte sie und streckte ihm die Hand entgegen. »Ich muss los.«

Seine Hand fühlte sich warm und fest in ihrer an. »Viel Glück in der Schule«, sagte er. »Vielleicht sehen wir uns mal.«

»Frankie? Frankie! Mit wem redest du da?«, bellte Ruths Stimme aus dem Telefon.

»Wir werden uns nicht sehen«, sagte Frankie lachend im Weggehen. »Du wohnst in New York.«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, rief der Junge. »Alabaster hast du gesagt, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Alles klar.«

»Ich muss los.« Frankie hielt das Telefon wieder ans Ohr. »Ich bin schon auf dem Rückweg, Mom. In fünf Minuten bin ich da. Also beruhig dich bitte.«

»Tschüs!«, rief der Junge.

Frankie rief zurück: »Ich hoffe, das Softeis hat dir geschmeckt.«

»Vanille mag ich lieber!«, entgegnete er.

Als sie sich noch mal nach ihm umdrehte, war er verschwunden.

## Die Damen

»Es war derselbe Typ wie am Strand, das würde ich beim Grab meiner Mutter schwören«, schloss Frankie, während sie und Trish ihre Bahnen mit den Schwimmbrettern zogen.

Trish war ihre Zimmergenossin. »Ich glaub's nicht«, sagte sie und schnaufte beim Paddeln.

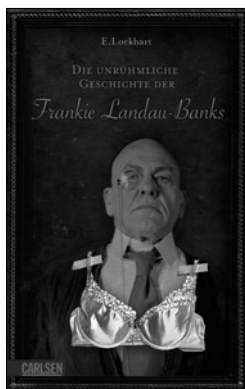
»Er war es«, sagte Frankie.

»Der, der dein Softeis aufgegessen hat? Dessen Namen du nicht kennst?«

»Ja.«

»Und, seid ihr euch in die Arme gefallen?«

»Er hat sich nicht an mich erinnert.«



E. Lockhart

**Die unrühmliche Geschichte der  
Frankie Landau-Banks**

Aus dem Englischen von Katharina Diestelmeier

Umschlag: formlabor

Ca. 368 Seiten

Ab 14

14 x 22 cm, gebunden mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-551-58216-4

Ca. € 16,90 (D) / € 17,40 (A) / sFr. 30,90

Erscheint im September 2010

Unsere besonderen Jugendbücher mit Schutzumschlag



Tanya Landman  
**Apache**  
 ISBN 978-3-551-58212-6  
 € 14,90 (D) / € 15,40 (A) /  
 sFr. 27,50  
 Erscheint im Februar 2010



Lian Hearn  
**Der Clan der Otori: Die Weite des Himmels**  
 ISBN 978-3-551-58171-6  
 € 22,- (D) / € 22,70 (A) /  
 sFr. 39,90



Siobhan Dowd  
**Anfang und Ende allen Kummer ist dieser Ort**  
 ISBN 978-3-551-58208-9  
 € 14,90 (D) / € 15,40 (A) /  
 sFr. 27,50



Siobhan Dowd  
**Ein reiner Schrei**  
 ISBN 978-3-551-58158-7  
 € 15,- (D) / € 15,50 (A) /  
 sFr. 27,50



Meg Rosoff  
**So lebe ich jetzt**  
 ISBN 978-3-551-58138-9  
 € 14,- (D) / € 14,40 (A) /  
 sFr. 25,90



Meg Rosoff  
**Damals, das Meer**  
 ISBN 978-3-551-58196-9  
 € 14,90 (D) / € 15,40 (A) /  
 sFr. 27,50